

Sächsische Zeitung
Landeszeitung für die Provinz Sachsen
für Anhalt und Thüringen.

Jahrgang 224

Nr. 267

Bezugspreis: monatlich 2 M., bei 2maliger Zahlung 2 M. 50 Pf., auswärts 3 M. 50 Pf. ...

Halle - Saale

Anzeigenpreis: Die 10spaltigen 20 mm breite ...

Geldstätte Halle-Saale, Leipziger Straße 61/62 ...

Donnerabend, 12. Nov. 1927

Geldstätte Berlin: Bernburger Str. 50 ...

Das Bekenntnis zur Selbstverwaltung

Vierter preussischer Landgemeindetag
Tagung von 2600 Landgemeinden - Ein Bild einheitlichen Strebens und Willens

Berlin, 11. November.

Im Plenarsitzungsraum des Reichstages begann heute unter außerordentlich starker Beteiligung der vierte Preussische Landgemeindetag. Unter den Gästen bemerkte man die Reichsminister Dr. v. Reubell, Dr. Müller und Schädel ...

Selbständigkeit von Ländern und Gemeinden. Der Minister schätzte die flauerliche Entwicklung in Deutschland ...

Seine Steuervereinfachung sei das Gebotene. Aber damit hülle man nicht einer den Uniformierung das Wort reden. Die Realsteuerreform müsse überflüssig gemacht werden ...

Die flauerliche Belastung der deutschen Bürger erreiche das äußerste Maß. Was einem durch einen langen Krieg und durch die Lasten des Verfalls ...

Der Minister ging dann auf Einzelheiten des Steuerproblems ein und erklärte, daß als Ziel, das in absehbarer Zeit zu erstreben sei, die Reichsregierung eine gewisse Senkung sämtlicher Steuern und damit auch der Realsteuer betrachte ...

Das letzte Referat hielt der Reichstagsabgeordnete Eduard Dr. Oberst über das Thema 'Die Landgemeinden zur Finanz- und Verwaltungsreform' ...

Eine halbe Milliarde deutscher Kreditgesuche in Amerika

(Telegraphische Meldung)

Nachdem die verschärften Richtlinien der Beratungsstelle bei der Prüfung von Anleihegesuchen dem ausländischen Kapitalmarkt eine unbedingte Genüge bieten, bleibt die Anleihefrage weiter auf. Die aus dem Antirekreditier Stelle in Berlin mitgeteilt wird, weiß gegenwärtig Reichsbankdirektor Hüffe ...

Neuer Zwischenfall an der italienisch-französischen Grenze

(Telegraphische Meldung)

Die Morgenpresse berichtet über einen neuen Zwischenfall an der italienischen Grenze. Der Bauer Lucien Arpin von Montoleone, der auf dem kleinen St. Bernhard ein Warenlager führt, begab sich vorgestern mit seinem Sohn dorthin ...

Ergebnis der Hindenburg-Spende: 8,5 Millionen

Staat, Parlament und neuezeitliche „Beamten“-moral

Eine Studie zur demokratischen Staatsidee.

Seit rund 150 Jahren war die demokratische Staatsidee in unablässiger Fortschritt begriffen. Erst in den jüngsten Jahrzehnten zeigt sich eine Abkehr von der Demokratie; mehr und mehr erhebt sich Zweifel darüber, ob denn tatsächlich das demokratische Staatsideal in der modernen Prägung des allein herrschenden Parlamentarismus geeignet ist ...

Unpatriotischer Ideal der Demokratie ist es gewesen

alle Beamte einmündlich der Minder durch das Volk wählen zu lassen. Eine in Nordamerika ritt die Verfassungen der einseitigen Verfassungsveränderungen einsehende, eine in Frankreich von einer „demokratischen Reform“ zur andern sich verwickelnde Korruption ...

Die Anhänger der reinen Demokratie pflegen diesen Kritikern des Verwaltungsapparates von den Genirungskommissionen durch den Volkswillen damit zu verteidigen, daß sie darauf hinweisen, daß diese die Beamten ernennenden Funktionen, wie Staatspräsidenten und Minister, nichts weiter seien als „Werkzeuge und Vollzieher der Volksmeinung“ ...

In Wirklichkeit liegen die Dinge in jedem demokratisch-parlamentarischen Staat so, daß die Beamten unter dem in der Form liegenden Mangel an Stabilität der obersten Geschäftsführungsgewalt insofern wie alle übrigen Organe der staatlichen Initiative, der Gradmesser für die innere Gesundheit, Zweckmäßigkeit und Zielkraft einer Beamtenhierarchie ist ihre Moral ...

Eine Fülle von Problemen bewegen auch die Gemüter der Landbevölkerung. Die ganze Tagung bot ein Bild eines erfreulichen und einheitlichen Strebens, diese Probleme zum Gegenstand der Landbevölkerung zu lösen.

Bürgermeister Lange-Weißhagen eröffnete die Tagung mit dem Hinweis auf die Reichsfinanzgesetzgebung, die Verwaltungsreform und das Reichsjustizgesetz. Eine Steuervereinfachung ist außerordentlich zu begrüßen, sie muß begleitet sein von einer Senkung der Realsteuer. Eine Herabsetzung der Realsteuer, namentlich des Einkommensteuersatzes, ist ein dringendes Bedürfnis der Landgemeinden und legt ihnen untragbare finanzielle Lasten auf. Die vielen Zwischenfälle auch bei der Höhe des Verwaltungsbeitrags Landrat Dr. Dente beweisen, wie sich die Landgemeinden selbst gegen diesen Plan, der nur eine unzulängliche und nicht vollständige Entlastung ihrer Realsteuern zur Wirkung bringen würde, wehren müssen. Die Sparmaßnahmen mit letzter Konsequenz durchgeführt werden sollen.

Reichsminister Dr. v. Reubell übertrug die Größe des Reichslandtags und der Reichsregierung. Die gegenwärtige gesellschaftliche Aufgabe sei es, eine wirklich unabhängige, unparteiische, sachliche Selbstverwaltung beim Vaterlande zu erhalten. Die Landgemeinden seien die Träger der besten Verfassungen in den angrenzenden Ländern. Auf die Mitarbeit aller Kreise könne man nicht verzichten auf politischem Gebiet, aber auch nicht in der Selbstverwaltung. Diese müsse

uneigennützig und unabhängig

Reichsminister Dr. v. Reubell übertrug die Größe des Reichslandtags und der Reichsregierung. Die gegenwärtige gesellschaftliche Aufgabe sei es, eine wirklich unabhängige, unparteiische, sachliche Selbstverwaltung beim Vaterlande zu erhalten. Die Landgemeinden seien die Träger der besten Verfassungen in den angrenzenden Ländern. Auf die Mitarbeit aller Kreise könne man nicht verzichten auf politischem Gebiet, aber auch nicht in der Selbstverwaltung. Diese müsse

Reichsminister Dr. v. Reubell übertrug die Größe des Reichslandtags und der Reichsregierung. Die gegenwärtige gesellschaftliche Aufgabe sei es, eine wirklich unabhängige, unparteiische, sachliche Selbstverwaltung beim Vaterlande zu erhalten. Die Landgemeinden seien die Träger der besten Verfassungen in den angrenzenden Ländern. Auf die Mitarbeit aller Kreise könne man nicht verzichten auf politischem Gebiet, aber auch nicht in der Selbstverwaltung. Diese müsse



Unterhaltungs-Beilage

Der Weg durchs Addermoor

ROMAN VON
KARL STRECKER

COPYRIGHT 1927 BEI ERNST KEILS NACHFOLGER
(AUGUST SCHERL), G.M.B.H., BERLIN UND LEIPZIG

Obwohl er die vorige Nacht kein Auge zugetan hatte, vermochte er am Abend nicht einzuschlafen. Erst gegen Morgen spielten seine qualenden Gedanken in einen kurzen aufregenden Traum hinüber. Seine Mutter war bei ihm. Mit knochigen Fingern steckte sie ihm wieder den Nagel in die Hand und sprach die irren Worte von damals. Dann faßte sie Dieter sorgsam um die Schulter, wie um ihn zu schützen. „Frierst dich auch, mein Kind? Wollen sie dich quälen? Mein armer Jung, laß man, wir wollen ein Feuerchen machen, das wärmt und verbrennt alle Schuld.“ Sie küßte ihn und wiegte ihn leise in ihren Armen, wie wenn sie viel an ihm versäumt hätte...

Trost war ihm von diesem nächtlichen Besuch wahrlich nicht gekommen; er hatte ihm nur den schwankenden Boden gezeigt, auf dem sein Dasein aufgebaut war. Dieter dachte daran, noch nachträglich alles zu gesehen. Aber Biselotte! Würde das Bekenntnis nicht wie ein ewiger Abgrund zwischen ihr und ihm aufklaffen? Würde er dann je wieder mit ihr an einem Tisch sitzen dürfen? Nein, nein! Jetzt mußte er schweigen.

Was ihn nicht zur Ruhe kommen ließ, war das Verhalten Ireneas. Sie war am Vormittag der Tat leichenblass und in großer Aufregung gewesen. Dieter hatte wohl bemerkt, daß sie seine Nähe mißte, aber immerfort gespannt dorthin horchte, wo er sich befand, und auf jedes Wort von ihm achtete. Am zweiten Tag, als er ihr im Frühstückszimmer begegnete, faßte er sich ein Herz und sprach sie an. Sie schrak zusammen und richtete ihre toten Augen auf ihn. Eine Weile schwieg sie, augenscheinlich um sich zu vergewissern, daß niemand in der Nähe war. Dann fragte sie mit zitternder Stimme, wer in jener Nacht bei ihm auf dem Zimmer gewesen sei.

Dieter verbarg seinen Schreck in einem erstaunten Ausruf. Wie sie nur darauf kommt! Kein Mensch sei bei ihm gewesen. Er habe laut gelernt mit Gramen! Ohne sich zu regen, sagte sie: „Es war jemand anderes.“

„Ach“, lachte Dieter, aber zu seinem Aerger kam das Lachen nicht sehr natürlich heraus, „ich habe den König Oedipus sozusagen mit verteilten Rollen gesehen. Da kann ich ja stolz darauf sein, daß ich meine Stimme so verstellen kann.“

Die Blinde antwortete nicht. Ihren Mund umspielte in diesem Augenblick ein Zug, der ihrem Vater eigen war, wenn er eines seiner kritischen Urteile gleichsam auf der Zunge mit bitterem Spott würzte. „Er riecht wohl schlecht — — der König Oedipus?“

Keins von beiden hatte in diesem Augenblick Sinn für die Tragik dieser Frage; mit schneidendem Ernst, in verhaltener Empörung hatte Irene sie gestellt.

„Wieso? das verstehe ich nicht“, antwortete Dieter, und sein blaßgewordenes Gesicht überzog sich mit tiefem Rot, obwohl Irene ihn gar nicht beobachten konnte. Sie schwieg. Sein Augenblick hielt sie ihr lichtloses Gesicht ihm noch fragend zugewendet, dann ging sie in einer Haltung, die alle Räte eines unverständlichen Lebens zu tragen schien, hinaus.

Dieter hörte die Stimme der Frau Wintorp von der Diele her, schnell eilte er aus der entgegengesetzten Tür ins Freie und lief mühenlos, beinahe kopflos in den Park. Er mußte jetzt mit sich allein sein.

Seine Gedanken wirbelten. Also doch, endlich! Und selbstam: die Blinde, deren fehlender Gesichtssinn durch Verfeinerung der übrigen Sinne einen natürlichen Ausgleich fand, — sie hatte — war es möglich? ... Er mußte an die Prinzessin auf der Erde denken und lachte in einem Anfall verzweifelter Galgenhumors auf. Freilich setzte er in dieser Stimmung seinen Gehirngang fort —: gab bei seinem ehrenwerten Pflegevater a. D. der Geruch von Fuzel, schlechtem Tabak und einer Leibwäsche, die dem Beschlei alles Irdischen Dohn sprach, eine Duftmischung, die an Raubtierfänge erinnerte. Er schüttelte sich. Plötzlich blieb er stehen und schlug sich mit der Faust vor die Stirn.

Wie lächerlich war es gewesen, Irene gegenüber zu erröten! Immerhin hatte er so eine Art von Generalprobe vor blinden

Augen durchgemacht, er würde vor sehenden jetzt gefakter sein und sich mehr beherrschen können. Wie gräßlich, dies alles, wie gemein. Brennende Scham stand in seinem Gesicht, während er, ohne auf den Weg zu achten, weiterstürmte.

Er fürchtete sich vor der Rückkehr. Natürlich wäre Irene ihre Wahrnehmung inzwischen den anderen mitgeteilt haben. Warum hat sie es nur gestern nicht schon getan?

Mit herzbewegender Verwunderung sollte er bald bemerken, daß sie ihr Geheimnis für sich behielt.

Der wie ein Zerstück in ganz Barelom unerschlatternde Verdacht war schon am ersten Tag nach dem Diebstahl auf einen unläugst entlassenen Diener gefallen. Da seine Spur nirgends zu finden war, wurde der Argwohn zur Gewißheit.

So kam äußerlich schon nach einigen Tagen alles wieder ins Geleise, und auch Dieter beruhigte sich ein wenig, wenn er auch noch immer nachts nicht schlafen konnte.

Da geschah das Wunder. Am Abend eines heißen Erntetages traf Dieter Biselotte in der kühlen Ecke der Terrasse, wo es immer etwas feucht roch, und setzte sich zu ihr. Kein Lüftchen regte sich. Fernher von den Feldern lang der Gesang heimkehrender Schnitter. Plötzlich kam vom ersten Stockwerk herab aus dem offenen Fenster Ireneas ein klagernder Geigenton und zitterte klingend durch den Abendfrieden. Wie ein langer Schrei des Schmerzes und der Not zog es in die große Stille hinaus. Die Künstlerin improvisierte. Dieter meinte, jeden Geigenstrich zu verstehen. Grauen und Entsetzen, Verzweiflung und Gewittersturm wechselten ab, aber nichts von jenem schönen Bliz lag darin, der ihr eine Welt zerstört und eine Welt aufgebaut hatte. ... Und etwas Unbekanntes noch klang ihm aus der Sprache der Geige, das wählte ihn im Innersten auf. Er befürchtete einen Nervenschlag. Um ihn zu vermeiden, trampfte er die Füße zusammen, daß die Fingerringel sich in die Handflächen bohrten, und ließ heiße Tränen! die seinen Schreden milderten, über sein Gesicht rinnen. Er hoffte, Biselotte würde es so nicht merken, und dachte daran, möglichst unauffällig sich zu entfernen.

Aber Biselotte war die sonderbare Unruhe in ihm nicht entgangen. Sie selbst wurde tief ergriffen von dem Spiel der Schwefel; denn so viel hörte auch sie aus der wortlosen Klage, daß ein tiefes Weh, für das es wohl keine Worte gab, darin ausströmte.

Sie drehte den Kopf und sah Dieter an. Als sie seine Tränen bemerkte, wandte sie den Blick nicht, sie erinnerte sich anderer Tränen, die der sonst so männliche Junge beim Unfall der blinden Schwester im Auge gehabt. Still sah sie ihm jetzt, wie in einem vereinzelten Gefühl wie beglückt von seiner Ergriffenheit, die ihr ein Schlüssel zu seinem innersten Wesen schien, in die Augen. Ihre Blide hingen ineinander, und was jedes Wort, auch das leiseste, vergrößert, wenn nicht rauch zerstört hätte, zog auf zarten Luftbrüden von Auge zu Auge, von Seele zu Seele. Ein Bittern überließ Dieter. Er griff nach Biselottes Hand und küßte sie innig. Sie entzog ihm die Hand nicht, in deren schwachem Druck zugleich ein Geständnis und eine leichte Abwehr lag. In Dieters Herz zog ein fremdes, süßes Begreifen.

Es kam jemand.

Dieter stürzte davon.

Er war völlig verwandelt. Nicht mehr als ein Gefallener kam er sich vor, nein, als ein Begnadeter und Erhöhter. Die heilige Nacht der Liebe hatte in sein Schicksal eingegriffen, hatte alles Schlechte und Böse verschluckt. Konnte er ein Verworfenener sein, der durch diesen Blick des für ihn reinsten und edelsten Geschöpfes geweilt war? Den diese Schönheit zu sich erhoben hatte? Er atmete frei. Mochte die Welt toben und geistern — seine Schuld war durch Liebe gelöscht.

Eine weitere Annäherung zwischen Biselotte und ihm brachten diese letzten Ferientage nicht. Es war, als vermieden sie beide es in scharfer Parttheit, an diese schöne Erinnerung zu rühren.

• Zudem hatte die Sorge, die durchs Schlüßloch schiebt, auch in die sicheren Mauern des Schlosses ihren Eingang gefunden.

Seit dem Winter schon belästigte den alten Wintorp eine kleine Wunde innerhalb der Unterlippe, die nicht heilen wollte. Er hatte ihr anfangs keine Beachtung geschenkt, und als er schließlich dem Kreisarzt zugezogen, hatte der ihn im Ton überlegener Weisheit beruhigt und mit fünfprozentiger Jodtinktur dem Leibel bald zu steuern und es dann durch andere Mittel zu heilen versprochen.

Statt dessen begann zeitweise ein reizender Schmerz, der fröhlich schnell wieder vorüberging, Wintorp zu beunruhigen. Gerade am heutigen Tage war der Spezialarzt aus der Hauptstadt, den er herbeigeführt hatte, dagewesen.

Er hatte bei Untersuchung der Wunde und auch nachher keine Miene bezogen, sich nur nach dem Namen des Arztes erkundigt und beiläufig gemeint, es wäre besser gewesen, wenn man ihn, den Spezialarzt, ein paar Wochen, um nicht zu sagen Monate, früher zu Rat gezogen hätte.

Im übrigen hatte er Frau Wintorp und die Töchter beruhigt, es sei kein Grund zur Besorgnis vorhanden, dem Patienten hatte er geraten, „sicherheitshalber“ morgen schon zu einem berühmten Berliner Chirurgen zu fahren, bei dem er ihn telephonisch anmelden wolle. Es sei immerhin in solchem Alter Vorsicht geboten.

Wintorp war nicht einfach genug, durch diese Ruhe beruhigt, nicht ängstlich genug, durch sie beunruhigt zu werden. Er schaute mit beherrschtem Auge die Möglichkeit einer nahen Grenze seines Wirkens ab und hielt sich auch in diesem äußersten Fall an die Regel: In Bereitschaft sein ist alles!

Als Dieter, wie gewohnt, vor dem Schlafengehen noch bei Wintorp eintrat, ihm gute Nacht zu wünschen, wobei sich dann meist noch ein für ihn gewinnreiches Gespräch über seine Studien oder über wichtige Tagesfragen entwickelte — fand er diesmal noch Frau Leonie bei ihrem Gatten, die wegen der bevorstehenden Reise allerhand mit ihm zu besprechen hatte.

Wintorp, der seine Frau heute mit einer besonderen Ritterlichkeit behandelte, winkte Dieter, der sich gleich verabschieden wollte, noch zu bleiben.

„Wir werden uns so bald nicht wiedersehen,“ begann er freundlich, „wir gehen beide einer Operation entgegen“, lächelte er. „Deine Prüfung wird vermutlich länger dauern, vielleicht auch schmerzhafter sein. Na, jedenfalls werden wir gut tun, noch ein paar Kleinigkeiten zu bereiden.“ Er machte einige Schritte durchs Zimmer, stand einen Augenblick still und fuhr dann in sachlichem Tone fort: „Meber deine Berufswahl haben wir ja schon gesprochen. Ich lasse dir da vollkommen Freiheit, du magst also meinetwegen zuerst, wie es dein Wunsch ist, auf einer süddeutschen Universität ein paar Semester Philosophie studieren und dich dabei auch in der Kunst gehörig umsehen — München wird das richtige sein — dann aber würde ich an deiner Stelle die Technische Hochschule besuchen.“

„Und zwar,“ fuhr er auf eine Frage Dieters fort, aus verschiedenen Gründen. Zunächst hast du wie so viele Deutsche einen verhängnisvollen Hang zum Träumen und Sinnieren. Ja, ja, den hast du, wenn es dir vielleicht auch noch niemand gesagt hat.“

„Diesem romantischen Zug verdanken wir mancherlei Schönes, aber er kann zum Verderben werden in Zeiten der Gefahr, die klaren Blick und praktischen Verstand fordern. Deshalb wollte ich, du solltest früh auf eigenen Füßen stehen. Ein neuerer Philosoph gebraucht einmal das Bild von dem jungen Baum, den der kluge Gärtner früh aus der Baumschule nimmt, damit er Einsamkeit lerne und Trost und Vorsicht.“

Dieter wollte seine Hand ergreifen. Er wehrte ab. „Ich glaube an keinen Zufall, auch bei einem — Unfall nicht. Ich habe mit dir eine Lebenspflicht übernommen. Jetzt sind wir glücklich — er stand auf —, „wenn nicht aus Ziel, so doch an einen Abschnitt gelangt.“

Er hatte die letzten Worte undeutlich gesprochen, da ihn plötzlich ein zuckender Schmerz in der Lippenwunde behinderte, so daß Dieter ihn falsch verstanden hatte.

„An einen Abschied?“, fragte er bekommen.

Wintorp war ans offene Fenster getreten. „Auch das vielleicht“ . . . Er sah eine Weile in die schweigende Nacht und sagte leise: „Meber ein Kleines . . .“ Dann sich umdrehend mit ernster Miene: „Benignität für eine Weile. Und da wollen wir einen Stetigkeitstrunk zum Lebenswohl nicht vergessen.“

Er klingelte seinem alten Kammerdiener Niemann und bestellte eine Flasche Wein, deren Sorte und Lage im Keller er beschrieb.

„Ich möchte wohl wissen, wie es wird“, fuhr bald im Selbstgespräch Wintorp fort, der jetzt in merkwürdiger Unruhe langsam zwischen den Fenstern und dem Lichtkreis der großen Lampe auf und ab ging, „aber schließlich hat jede Generation ihr eigenes Schicksal und ihre eigenen Sorgen.“ Er brach ab und blieb stehen.

„Was auch kommen mag, Dieter, wir brauchen Männer mehr als je! Lud du sollst einer werden!“

Niemann kam mit einer Flasche Rheinwein. Wintorp selber füllte die in kunstvollem Schiß blühenden Gläser, aus denen nun ein Wunderdunst emporstieg. „Dies ist der wahre Nibelungenhort“, lächelte der Alte, „der längst gesundene Goldschatz. Laß uns dazu die Glöden vom deutschen Strom hören.“ Hell klangen die Gläser aneinander.

„Auf gute Zukunft! Auf die eines Volkes, das den Dreißigjährigen Krieg überstanden hat und, wenn es sein soll, noch einmal überleben wird . . . Sie tranken aus.“

Dieter verwandte kein Auge von Wintorp. Es ging heute etwas Seltsames von seinem väterlichen Beschützer aus, das er sich nicht erklären konnte und das ihn doch innerlich erschütterte.

„Ein guter Tropfen,“ fuhr Wintorp in verändertem Tone fort, „der beruhigt sogar, wie's scheint, für eine Weile den Muder hier“, er wies auf seine Wade.

Auf eine teilnehmende Frage Dieters kam die Antwort: „So viel ich von der Chirurgie weiß, wird nur in gesundem Fleisch geschnitten, da mag dann wohl ein gehöriges Stück dran glauben müssen. Wie du siehst,“ fuhr er in dem leichten springenden Tone fort, den er liebte, wenn es sich um seine persönlichen Angelegenheiten handelte, „meine ich die geschichtliche Operation. Auch bei Kriegen wird ja nur in gesundem Fleisch geschnitten.“

Dieter wurde nicht recht klug aus diesem Gedankenstrom, bevor er aber noch eine Frage stellen konnte, war Wintorp schon wieder umgekehrt: „In punkto Ingenieur, von dem wir ausgingen, will ich gestehen, daß ich nicht ganz selbstlos war. Du weißt, daß mein Lebensplan, das große Bruch urbar zu machen, vorläufig auf Schwierigkeiten stößt, weil mein lieber Schwager Brooken, dem ein kleiner Zipfel davon gehört, neidisch ist und plötzlich selber die Idee ausführen will.“

„Woher kommt eigentlich auf einmal die Spannung?“, fragte Dieter.

„Auf einmal ist sie nicht gekommen. Aber nach und nach habe ich es mit ihm und seiner Clique, fast allen meinen lieben Nachbarn ringsum gründlich verdrorben, weil ich meinen Arbeitern neue, gesunde Wohnungen baute und sie zu kleinen Siedlern machte.“

„So ist Barfekom aber ein Schnudkästchen geworden“, lächelte Dieter und hob sein Glas gegen Wintorp.

„Es kam noch manches hinzu, du weißt ja, die Gnadenfonne von oben erwärmt nicht, — so muß ich, er martiert, leise die Melodie der Scheffelschen Verse —, so muß ich seitwärts durch den Wald als rüdig Schaflein traben.“

„Mebrigens ist Brooken in letzter Zeit auffallend liebenswürdig und aufmerksam, weiß Gott, was er wieder im Schilde führt. Na — jedenfalls ist diese große Melioration meine Sache und soll es bleiben. Darum möchte ich einen Nachfolger haben — wüßt du übrigens“, unterbrach er sich, „daß dein Vater Ingenieur war?“

Dieter fuhr auf. „Nein“, ja — und sah Wintorp gespannt an.

„Sogar ein sehr fähiger — schade um ihn.“

Dieter sagte sich ein Verg. „Ich wollte Sie schon einmal bitten, habe es ja wohl auch schon getan, mir offen zu erzählen, wie er denn eigentlich —“

„Gut, daß du dich daran erinnerst“, sagte Wintorp, ging an seinen Schreibtisch und schloß eine seitliche Schublade auf. „Hier“, er holte eine Mappe mit Papieren hervor. „Dies alles betrifft deine Familie, es ist ziemlich vollständig. Noch bevor du mündig bist, sollst du dies Ganze in die Hände bekommen.“

„Warum nicht jetzt schon?“ fragte Dieter mit schlecht verhehlter Ungebuld.

„Das erfordert Zeit und Muße. Kurz vor dem Examen wäre der unangelegentlichste Zeitpunkt dafür. Aber ich werde die ganze Mappe bei meinem alten Justizrat deponieren mit der Beifugung, sie dir nach bestandener Prüfung auszuhändigen. Dann wirst du selber sehen, was etwa zu tun ist. Ich mache zugleich ein Paket daraus oder, besser noch, ich nehme es selber morgen mit.“

Währenddessen war er schon dabei, die Mappe in einen Umschlag zu stecken und zu versiegeln. Nun stand seine große vornehme Gestalt aufrecht vor Dieter, über das männliche Gesicht, das einem Holbein, Dürer, Cranach der rechte Vorwurf gewesen wäre, slog ein wehmütiger Zug der Herzlichkeit, er legte im die Hand auf den Kopf und sagte:

„Und nun, du Menschenschifflein hier, Fahr immer, immer zu!“

Er wendete sich um. — „Meber ein Kleines . . .“ — und er füllte die Gläser — „wie heißt es doch?“

„Meber ein Kleines“, sagte Dieter mit zagernder Lippe, „werdet ihr mich nicht mehr sehen. Und aber über ein Kleines, da werdet ihr mich sehen.“ (Fortsetzung folgt.)

Der „Totenvogel“

Von A. vom Berg.

Die „Kauz“ genannte kleine Eule spielt von jeher im Volksglauben die Rolle des Totenvogels. Als in Deutschland nach der Reichsgründung 1871 allenthalben die Schulverhältnisse auf eine gewisse Höhe gebracht waren, da jingen die Leute, die vom „Totenvogel“ sprachen, an, eine lächerliche Rolle zu spielen. Behaupteten besonders die Alten fleißig und zeit, bei dem und dem Häuschen — es handelte sich meist um Dörfer, wo jeder alle Kannte und die besonderen Ereignisse von Mund zu Mund weitergingen — habe der Totenvogel sein „Komm mit, Komm mit!“ gerufen, am nächsten oder übernächsten Tag sei dann auch der kranke Bewohner des Hauses gestorben, so lachten die Schuljungen über solchen alten „Aberglauben“, denn der Lehrer hatte ja allen den Zusammenhang ganz genau erklärt. Die behaupteten Tatsachen ließen sich nicht abstreiten: wo jemand gestorben war, fanden sich fast stets ernsthafteste Männer, nicht nur Weiber, die den Totenvogel vorher hatten schreien hören und dann wußten, der Kranke werde sterben. (Mancher Unfug und manche Selbsttäuschung liefen freilich mit unter.) Aber der Lehrer, angeleitet durch andere Erklärer, brauchte diese behaupteten Umstände gar nicht zu bestreiten, er ließ sie in vollem Maß gelten, nur mußte der Vogel als Totenkünder ausscheiden. Die Sache ging einfach derart vor sich: Wo ein Schwerkranke lag, da brannte die Nacht hindurch oder wenigstens bis spät in die Nacht Licht. Man ging damals auf dem Land bald nach Dunkelwerden schlafen; die Petroleumlampe kam ja gerade erst auf und das Röhrlämpchen wurde meist nur in der Küche gebraucht. Der Vogel, wie alle Eulen ein Tagelind und Nachtschwärmer, flog nun in den dunklen Gärten umher, setzte sich öfter auf Bäume und, so lautete die Erklärung, sah er im Gegensatz zur allgemeinen Dunkelheit ein erleuchtetes Fenster, so schrie er eben.

Diese Erklärung ist seitdem eine Art Gemeingut geworden, aber es muß gesagt werden, daß sich einjam lebende Ländler bis heute nicht völlig vom althergebrachten Glauben abbringen ließen, das Käuzchen sei ein Totkündler, und ich habe manche älteren Bauern, die ich als verlässlich kannte, im größten Ernst Geschichten vom Totenvogel erzählen hören. Zumal ich schon als kleiner Junge nicht recht einsehen konnte, warum eine Eule, die ihr Futter am besten in der Nacht findet, vor matt erleuchtetem Fenster schreien soll (wenn der Mondschein eine Beleuchtung vorkäufte, hätten sie viel zu schreien gehabt!), ging ich mit lebhaftem Interesse allen entsprechenden Gerüchten nach. Manche Leute, die selbst über das Märchen vom Totenvogel lächelten, bestätigten mir immerhin, daß — gewöhnlich am vorletzten oder letzten Abend vor dem Tode des Kranken — das Käuzchen allerdings in unmittelbarer Hausnähe geschrien habe. In den meisten von mir festgestellten Fällen handelte es sich um ein anhaltendes und auffälliges Schreien, das von mehreren Personen gehört und auf der Stelle besprochen wurde. Starb dann ein Kranker, so kam man nachträglich auf die Sache zurück, gewöhnlich mit großer Verwunderung. Denn so gut wie ich selbst wußten die Leute, daß inzwischen die Verhältnisse sich gründlich geändert hatten: die Petroleumlampe war bereits durch elektrisches Licht verdrängt, in vielen Häusern brannt bis spät nachts Licht; der Schrei des Käuzchens wurde, da die Wohnungen auch näher beisammenlagen, mehrstöckige Häuser dastanden, nun in vielen Wohnungen, manchmal von einer ganzen lustigen Nachtgesellschaft, gehört, aber in der Nähe starb gar zu oft tatsächlich jemand. Mit dem fortschreitenden Zug ins Städtische wurden leider meine Nachforschungen immer schwerer, in unmittelbarer Nähe der großen Städte scheinen die Käuzchen ziemlich ausgeiligt, aber auch heute noch höre ich glaubwürdige Berichte von richtigem Totkünden des Vogels. Einmal in abgelegener Dorfeinsamkeit hörte ich selbst eines Nachts lebhaftes und wiederholtes Geschrei von mehreren Käuzchen. Es starb in den nächsten Tagen niemand, aber einem Bauern gingen am ersten und zweiten folgenden Tage drei Schweine am Hollarf ein.

Längst bin ich überzeugt, daß die von Jahrhunderten her überlieferte Mär vom Totenvogel einen soßen Untergrund hat, und eines Tages war mir die Sache völlig klar; des Rätsels Lösung aima mir auf beim Lesen anderweitigen Stoffes. Es ist heute festgesetzt, daß Inhaber von Menagerien bezw. Tierbändiger, die krank liegen und ihre Tiere in der Nähe haben (Kranke in Wohnwagen), nicht mehr lange zu leben haben, wenn auf einmal Löwe, Tiger, Panther, Wölfe usw. ein auffällig und nicht anderweitig begründetes Heulen beginnen, das sich besonders in der Nacht schauerlich anhört. Das mit den Gewohnheiten der wilden Tiere näher vertraute Personen weiß dann: der Kranke wird sterben! Nichts soll gewisser sein als sein naher Tod, wird versichert, also Fehlfälle gäbe es nicht. Das heißt mit anderen Worten: wie alles in der Welt ist auch der „Tod“ relativ. Der Tod eines Menschen — und offenbar ähnlich auch der eines größeren Tieres — bedingt einen „Leichengeruch“, der jedoch für die wilden Tiere mit ihrem ja bekannten Geruchssinn viel früher wahrnehmbar ist als für uns

Menschen mit unseren durch jahrelangebelangte Kultur abge- stumpften Sinnen. Trotzdem wir im Vergleich mit Tieren über- haupt, besonders aber mit wilden Tieren, einen sehr schlechten Geruchssinn haben, gibt es sogar noch Menschen, die auf Grund eines spezifischen Geruches, den sie nicht näher definieren können, den Tod einer kranken Person vorauszusagen vermögen. Ungeheuer sicherer als menschliche Todespropheten müssen also wilde Tiere sein und in erster Linie wilde Nachttiere, die haupt- sächlich auf ihre Nasenwitterung angewiesen sind. Zu ihnen gehören nun auch die Eulen, wie hier überhaupt zwischen Säugern und Vögeln nicht unterschieden zu werden braucht. Wilde Tiere, die regelrecht Nas verzehren — in der Not tun es ja wohl alle — werden einen besonders feinen auf Todes- geruch eingestellten Sinn haben. Was also für uns Menschen noch ein lebendes Wesen ist, gehört für solche Tiere bereits dem Tode an, für sie „stirbt“ ein Geschöpf anders als für uns, und zwar ist nach allem, was darüber zu lesen ist, ihre Diagnose, trotzdem sie viel früher erfolgt, unbedingt zuverlässig, während wir ein absolut sicheres Mittel, den Tod festzustellen, bis heute nicht haben. (Zum Beispiel junge Hühner werden von ihrer Mutter und von allen erwachsenen Hühnern in einem Krankheits- stadium bereits aufgegeben, wo der Mensch mit Heilmitteln (er- folglos) beginnt, was sich daran zeigt, daß sie völlig ohne Rück- sicht liegen gelassen oder gar zu Tode gepickt werden.)

Je nachdem, ob nun ein Tier regelrecht Leiden verzehrt oder nicht, wird derselbe Geruch dem einen angenehm, dem anderen unangenehm sein; wer die Gefühlsäußerungen der Tiere näher kennen würde, der könnte also ein frohes von einem unfrohen Geschrei unterscheiden, welsch letzteres bei dem Menschen anhäng- lichen Säugern oft sicher ist, z. B. beim Hund, was auch bei manchen Menagerietieren zutreffen wird, aber eine „Todesprophe- zierung“ liegt in beiden Fällen vor. Sehr starker Hunger und Durst eines Menschen mag für die Nasvögel in der Wüste bereits den „Todesgeruch“ erzeugen, d. h. wenn ein dem Ver- schmächten naher Reisender im letzten Augenblick gerettet wird, kann dieser spezifische Geruch wieder im Maß des zurückkehren- den Lebens verschwinden. In solchen Fällen könnten „Todes- vögel“ also in ihrem Urteil leich. fehlgehen, gegenüber im Bett sterbenden Menschen braucht es diese Fehler nicht unbedingt zu geben, wennschon die Möglichkeit auch hier nicht zu bestreiten ist.

Wollen wir die kulturhistorische Seite der Sache noch kurz ins Auge fassen, so mag in alten Zeiten das Schreiende oder nur erscheinende Tier als Todesprophet allgemeiner bekannt ge- lant gewesen sein (siehe die Schicksalsdeutung aus dem „Flug“ der Vögel). Mancher mag da von einem Grauen gepackt worden sein, wenn der Toteskünder teures Leben „zeichnet“. Nach und nach ging dieses Wissen verloren, wie so vieles und zuletzt blieb nur das Käuzchen als „Totenvogel“ übrig, der Rest des Altüber- kommenen wurde falsch gedeutet und zum „Aberglauben“ ge- worfen. In Süddeutschland sagt man vollstänmlich von einem unheilbar Kranken: „Den holt bald der Mardel (Marder)!“ Auch der „Geier“ kommt im gleichen Sinn vor, und eine heute noch spähhaft gebrauchte Verwünschung lautet: „Dich soll der Geier holen!“ Als man noch in primitiven Hütten wohnte, wurden manche Leichen von Tieren, auch von Hauslaken, angefressen, der Brauch der „Totenwache“ schreibt sich ja daher: da mag auch ein freilebender Tagesvogel und ein umherflieuhendes Raubtier als Vorbote des Todes gegolten haben, wennschon bezüglich des „Geiers“ in erster Linie an Gesenkte zu denken sein mag!

Erwachendes Licht

Von Richard Euringer.

Näh ermuntert eil' ich ans Fenster, schlage die Blenden zurück. Aber es ist schon zu spät; eh der Ungeübte die Richtung ausmacht, ist der Eisrutsch schon zerbrochen, die Lawine geborsten, der Schneefall zerstäubt. Wiehend hagelt Steinschlag nach. Brödelndes Geröll. Ein Klämmchen Staubschnee schwebt zurück.

In tiefen Schatten schweigt der Gletscher.

Nahl ragen die erstarrten Felskolosse in ein wesenloses Morgengrauen. Wand an Wand, wildaufgesetzt und überragend, ein gigantisches Massiv erloschener Gipfel, eine ungeheuerliche Mauer, die den Blick verarramt.

Grämlich ducken sich die vorgelagerten Gebirge in die Täler. Noch ist alles still im Gange.

Schmutziggrau, wie von Asche überblafen, stockt der gebannte Gletscher, wüßt zerfallen und vernarrt, vor dem Steinbau der Station.

Noch ist das Tor geschlossen, das der große Tunnel der Jung- frauabahn dem Eiger in den Leib stieß.

Noch ist nicht Tag. Aber schon hat die Nacht ihr Sternentad hinabgedreht nach Westen.

Einsteher im Hotel... fassen die Dinge, sonderbar und reglos. Nur die wohlgefällige Grundsteinwürfel der Verwaltungsgebäude zeichnen sich langsam und wehrhaft in den Vordergrund. Hinter einem halbverhangenen Fenster blinzelt elektrisches Licht.

Im Schuppen rastelt ein Hund. Einer der struppigen Polarhunde, die auf Jungfrauoch den Schlitten ziehen. Einer von den spitzohrigen Keulbüßern. Ein Bergfink pakt vom Dach.

Rein Stiefel knirscht über den scharfen Schotter. Es sind nur ein paar Schritte über Schienen und Steig bis zu der aufgeböhten Alpenmatte, die, von Almrosenbüschen überquollen, halbbrecherisch hinunterstürzt ins Grindelwaldtal. Kolossal im Hintergrund rümpft der Eiger seine düstere Wand.

Dort mag der Zeitige den Tag erwarten, dort auf der derben Bank, im Bereich des Brunnens, der seinen Quellstrahl eisig in den Baumtrug gießt.

Noch ist es empfindlich kühl, aber schon geistert da hinten im Rücken des Wänds, das Breithorn, ein rosiges Finger auf, schon klettert da irgendwo auf steilen Felsen ein warmer Glanz empor.

Von der Kleinen Scheidegg herauf, auf messerscharfem Grat balanzieren zwei Männer, schwerbepackt mit Rucksack und Seil, unwirklich groß umrissen gegen die tiefen Schatten der Gletscherschlucht. Da lauschen sie auf, heben die Stirne, ziehen den Hut. Da schwiert der Strahlenpfeil über sie hin, weithin übers Lauterbrunnental hinaus in die rosig aufblühende Ferne, Glanz verfrömdend über lachendes Grün! Hell überrieselt der goldene Schein die Kluppen, trieft die Fluh herunter, zerstäubt in Regenbogen-Bloriotolen.

Auf den Falben und Männern der Oberlandgruppen erwacht das Licht. Warm budelt sich der Eschuggen in die Sonne. Langsam zerschneidet der heiße Pfad das Pappschachtelrelief der Hochlandschaft.

Nun zittert das Tal; wie von schwärmenden Bienen hummelt es herauf. Nun füllen sich die Gründe mit Geläut. Spielzeughaft auf halben Hängen zerstreut sich das Rind im Ton der Herden-gloden.

Das Berghaus tut die Augen auf. Das Tor des Tumfels knarrt entzwei. Das ist die Stunde, da der Berg erwacht.

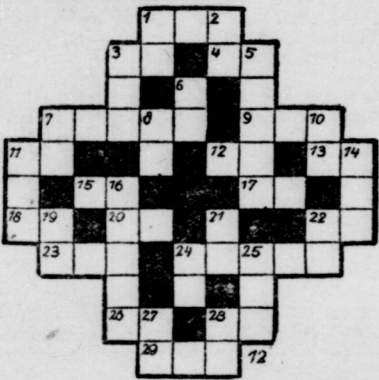
Ein Schlag Tauben gurrt vom Stationsgiebel, blättert funkelnd hinaus in den frischen Zug des Anwinds, der den Gletscher überströmt.

Rosige Schleier knospen überm Firn, ins Eisgrün der Hintergründe duftet milchig eine Ahnung Bergglockenblau. Plastisch straffen sich die Bergriesen, in deren Rücken das dröhnende Gestein in goldene Fossanen stößt. Schauer überlasten das Gestein, stöhnend birgt es im Gletscherspalt.

Nun scheidet sich das Frühlucht. Als schliffen die Rastive sich prismatisch, so durchsichtig und gläsern lassen sie entzwei, brechen dies kristallene Eisgrün, dies dämmernd verklärte Eisrottengrün, bis lobernd ein Felsen aufflammt und die Fadel des Himmels ins erlöste Blau pläzt. Feuerbäche flackern aus Gestein. Quellend von silbernen Wächtern, entzündet sich Gipfel an Gipfel. Das Gebirge brennt! Lohnt in Brünhildenfeuer! Schneegekrönt in rosigem Errotien hebt die Jungfrau ihr blühendes Haupt.

Rätsel.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Stadt in Afrika; 3. Niederschlag; 4. franz. Männername; 7. grammatischer Ausdruck; 9. Reichengerät; 11. Unterhaltung mit Gott; 12. Musikinstrument; 13. Stadt in Thüringen; 15. Teil des Weines; 17. Klosterfrau; 18. Münze; 20. Spn. für Ruhe; 22. Verwandter; 28. Grundlage; 29. fromme Erzählung.

Senkrecht: 1. Körperorgan; 2. Teil des Schiffes; 3. Mädchenname; 5. G. birge in Asien; 6. Verräter; 7. kaufmännischer Ausdruck; 8. Raubtier; 10. Pflanze; 16. Gaststätte; 19. Walart; 21. Unterhaltungsspiel; 22. Wasservogel; 24. Janggerät; 26. Vorbild; 27. Maurergerät; 29. Meinungsäußerung.

Rästelgruppenbus.



Bilderrästel.



Auflösungen aus der vorigen Nummer

„Der schlaue Hausdieb.“

3	6	7	6	3
6				6
7				7
6				6
3	6	7	6	3

Ergänzungsrästel.

I	S	A	R
S	O	R	E
A	R	A	D
R	E	D	E

Silbenstrechrästel.

„Luegen haben kurze Beine.“